Professor Joachim von Gottberg

Geschäftsführer der FSF (Freiwillige Selbstkontrolle Fernsehen) (i.R.)

Jürgen Grimm:

Forschung und Theorienbildung mit gesellschaftlicher Relevanz

Ich habe Jürgen Grimm auf den Münchner Medientagen 1988 kennengelernt. Er war zusammen mit dem Kommunikationswissenschaftler Mathias Kepplinger Gast einer Talkrunde mit dem Titel „Gewalt in den Medien – Gewalt durch Medien?“. Ich war damals Vertreter der Bundesländer bei der Freiwilligen Selbstkontrolle der Filmwirtschaft (FSK), eine Einrichtung, die in Deutschland die Altersfreigaben für Spielfilme im Kino und auf Videokassette, heute auf DVD, erteilt. In Österreich gibt es eine ähnliche Stelle, die Bundesfilmkommission. Von Kepplinger wusste ich, dass er Gewaltdarstellungen unter bestimmten Umständen für gewaltfördernd hielt.

Schon seit Anfang der 1980er Jahre, als es zum ersten Mal bespielte Videos zu kaufen bzw. zu mieten gab, spielte die explizite Darstellung von Sexualität und Gewalt in der öffentlichen Diskussion eine große Rolle. Die Filmwirtschaft und die Fernsehsender sahen in dem neuen Medium eine große Konkurrenz und weigerten sich, Lizenzen für spannende, kommerziell erfolgreiche Filme an die ungeliebte Videowirtschaft zu vergeben. Es blieb ihr also nichts anderes übrig, als das aufzukaufen, was übrig war und aus Jugendschutz- oder strafrechtlichen Gründen weder im Kino noch im Fernsehen gezeigt werden durfte: und das waren eben explizite Gewaltdarstellungen bzw. Pornographie.

Damals wurde im Jugendschutz, aber auch in der Wissenschaft zunehmend die Auffassung vertreten, das regelmäßige Anschauen von Gewaltdarstellungen in Filmen könnte zu einem Ansteigen der Aggressionsbereitschaft und Gewaltbereitschaft beim Rezipienten und somit letztlich zu mehr Gewalt und zu mehr Straftaten in der Gesellschaft beitragen. Diese Auffassung ist als These nicht unplausibel - nachdem ich, der normalerweise höchstens Gewalt auf dem Niveau des Tatort kannte, zum ersten Mal Filme wie „Die Säge des Todes“ oder „Zombies unter Kannibalen“ gesehen habe, konnte ich mir nicht vorstellen, dass solche Darstellungen bei Kindern oder Jugendlichen ohne Folgen blieben, eine Verrohung durch solches Material schien auch mir sehr wahrscheinlich. Als ich aber dann die Möglichkeit hatte, zusammen mit Jugendlichen solche Filme anzusehen, sie dabei zu beobachten und mit ihnen darüber zu reden, erkannte ich bald, dass es beim Anschauen dieser Filme um etwas ganz anderes geht: Mut zu erwerben und ihn anderen gegenüber zu demonstrieren, um die erlebte Angst zu bewältigen, die eigene Angst zu managen, weil man wusste, dass man sie bei Filmen kontrollieren kann. Es ging darum, sich in der Gruppe gemeinsam gefahrlos zu gruseln und sich anschließend darüber auszutauschen. Keiner dieser Jugendlichen im Alter zwischen elf und 16 Jahren wies, soweit erkennbar, irgendeine Art übermäßiger Gewaltbereitschaft oder Aggressivität auf. Im Gegenteil, sie waren friedlich, eher ängstlich und froh darüber, dass sie die Rezeption heile überstanden hatten. Fazit: es ging mehr um Angstbewältigung, um Abgrenzung von der gezeigten Gewalt als um ihre Aneignung. Medieninhalte, das wurde zunehmend klar, wirken nicht linear, sondern interagieren mit bereits vorhandenen Haltungen und Erfahrungen.

Als das private Fernsehen in Deutschland an Bedeutung gewann und Anfang der 1990er Jahre immer erfolgreicher wurde, gab es ein ähnliches Phänomen: die meisten Intellektuellen, Politiker, Journalisten und Wissenschaftler waren Anhänger des öffentlich-rechtlichen Systems und sahen in der auf Unterhaltung fokussierten neuen Konkurrenz eine Verdummung des Publikums (Unterschichtenfernsehen) und durch die Fokussierung auf Gewalt und Sexualität die Gefahr einer Erhöhung der Gewaltbereitschaft des Rezipienten sowie einen Angriff auf etablierte sexualethische Vorstellungen. Kaum ein Wissenschaftler wäre damals bereit gewesen, in einem privaten Sender überhaupt aufzutreten oder ein Interview zu geben.

Mit dieser Erwartung ging ich auch in die Talkrunde, an der Jürgen Grimm teilnahm, und ich war sehr angenehm überrascht, dass er sich diesem Mainstream nicht anschloss, sondern sich die für einen Wissenschaftler ungewöhnliche Mühe gemacht hatte, ein Horrorfilmfestival zu besuchen und einen Eindruck in die Motive der Fans solcher Filme zu erhalten und zu erforschen, welche Einstellungsveränderungen sich durch die Rezeption ergaben. Er stellte die Frage, warum sich Menschen gerne gespielte Szenarien in einem Film anschauen, in die sie im realen Leben auf keinen Fall geraten wollen. Und er prägte den Satz: „Das wilde Tier Horrorfilms sitzt sozusagen im Käfig“: es geht um eine kontrollierte und letztlich ungefährliche Konfrontation mit Angst. Ich war begeistert über diese Differenziertheit, und als wir uns abends auf dem Get Together trafen, sprach ich ihn an. Das war der Beginn einer langen ausgesprochen fruchtbaren und positiven Zusammenarbeit und einer guten Freundschaft.

Jürgen Grimm arbeitete damals an seiner Habilitation, die 1999 mit über 800 Seiten unter den Titel „Gewalt im Fernsehen“ veröffentlicht wurde. Kern des Buches war eine Untersuchung, in der er zusammen mit seinem Team an der Universität Mannheim einer großen Anzahl von Zuschauern verschiedene Szenen aus Filmen vorführte, in denen Gewalt dargestellt wurde, mal dezidiert und hart, er nannte das „dreckige Gewalt“, und manchmal geschönt und gut erträglich, das nannte er „saubere Gewalt“. Er testete die Einstellungen der Teilnehmer vor den Filmausschnitten und diverse Male nach der Sichtung. Anders als erwartet wurde durch die harte Gewalt die Gewaltbereitschaft eher reduziert, bei der erträglichen Gewalt dagegen eher erhöht. Jürgen sah die Gründe darin, dass die Einfühlung bei der harten Gewaltdarstellung stärker strapaziert wird und so stärkere Empathie für die Opfer entsteht. Außerdem will man durch Aggressionsreduktion vermeiden, in eine solche Situation zu geraten. Die saubere Gewalt hingegen ist erträglich, was die Sympathie mit dem Täter einfacher macht und die Empathie mit dem Opfer reduziert. Zentrales Ergebnis seiner Forschung lag darin, dass die Wirkung von Gewaltdarstellungen nur im Kontext zu verstehen ist und sehr stark davon abhängt, ob beispielsweise Gewalt erfolgreich ist und für den Täter ohne Strafe bleibt.

Diese Arbeit hatte erhebliche Folgen für den Jugendschutz: während man bis dahin mehr aufgrund persönlicher Erfahrungen, mehr oder weniger plausiblen Vermutungen oder geschmacklichen Urteilen gehandelt hatte, bot die Arbeit von Jürgen zum ersten Mal eine Art Rationalisierung der Beurteilung an. Das hat auf jeden Fall die Arbeit des Jugendschutzes glaubwürdiger, transparenter und berechenbarer gemacht.

Als dann 1994 die „Freiwillige Selbstkontrolle Fernsehen“ (FSF) gegründet wurde, war Jürgen von Anfang an Mitglied des FSF-Kuratoriums, in dem mit anderen Wissenschaftlern und Praktikern zusammen eine theoretische und praktische Grundlage für die Beurteilung von Fernsehsendungen geschaffen wurde. Dass sich dieses Verfahren bewährt hat, zeigt auch, dass der Freiwillige Selbstkontrolle durch ein Gesetz im Jahre 2003 (Jugendmedienschutzstaatsvertrag) ein Beurteilungsspielraum zugesprochen wurde. Im Bereich des Fernsehens ergaben sich aber ganz neue Probleme als die, die man vorher aus dem Filmbereich kannte. Es entstanden beispielsweise eine Vielzahl von Talkshows, die, anders als vorher im öffentlich-rechtlichen Fernsehen, nicht mit Politikern, Prominenten und ausdrucksfähigen Personen besetzt waren, sondern mit ganz normalen Menschen, die ohne Diskursregeln über Themen sprachen, die jenseits der gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen lagen: Grenzfälle von Sexualverhalten, regelmäßige Besuche in Swingerclubs, Brustverkleinerungen oder -vergrößerungen, Fettabsaugung, Nachbarschaftsstreit: alles wurde lautstark ohne Diskussionsregeln und in wenig elaborierter Sprache ausgetragen. Diese Talkshows waren sehr erfolgreich, und vor allem die Printmedien, die um ihre Werbeeinnahmen fürchteten, thematisierten fast täglich die Gefahren, dass die vulgäre Sprache und die Grenzwertigkeiten der thematisierten Normalität jugendliche Zuschauer zu einem falschen Normalitätskonzept führen könnte. Jürgen Grimm versuchte dies durch Befragungen vor und nach dem Ansehen konkreter Sendungen zu überprüfen und fand heraus, dass gerade die kontroversen Ansichten dazu führten, dass die Zuschauer sich eine eigene Position dazu entwickelten. Er zeigte auf, dass Lernen nicht immer im Sinne der ausgestrahlten Botschaft funktioniert: so konnte er nachweisen, dass in einer Sendung von Pfarrer Fliege (ARD), in der es um Fleischessen ging und in der nur Personen vertreten waren, die sich für vegetarisches oder veganes Essen aussprachen, nach der Sendung die Bereitschaft, Fleisch zu essen, anstieg. Zuschauer fanden sich offenbar gegängelt und es fehlte ihnen ein offener Diskurs, deshalb lehnten sie die Position ab. Auch die Befürchtung, solche Sendungen könnten das Normalitätskonzept negativ beeinflussen, konnte nicht bestätigt werden. Jürgen prägte den Satz, dass es nicht nur ein Aneignungslernen gibt, also eine Übernahme des Gesagten und der vermittelten Meinung, sondern es gibt auch ein Abgrenzungslernen: wenn ein bestimmtes Verhalten so dargestellt wird, dass es der Zuschauer als unangenehm und unsympathisch wahrnimmt, dann führt das eher dazu, ein solches Verhalten eben nicht in das eigene Verhaltensrepertoire zu übernehmen.

Jürgen Grimm hat eine ganze Reihe weiterer Problemfälle untersucht, beispielsweise, wie Trailer wirken und wie sie im Jugendschutz zu behandeln sind. Heraus kamen immer praktikable Kriterien, die man in der Praxis anwenden konnte.

Aber auch außerhalb der FSF haben wir gut zusammengearbeitet. Jürgen hat beispielsweise untersucht, wie der Film „Bei Nacht und Nebel“, ein französischer Dokumentarfilm über den Holocaust in den Konzentrationslagern, in unterschiedlichen Nationen und Kulturen rezipiert wird. Heraus kam, dass auch in islamisch geprägten Ländern eine hohe Empathie für die ermordeten Juden entstand. Er nannte das „Humanitätstransfer“. Er war in der Ukraine und versuchte herauszubekommen, wie die Berichterstattung und die Kommunikation in den Medien den Konflikt zwischen der Ukraine und Russland verstärkte oder abschwächte. Ziel war es, herauszufinden, wie die Kommunikation zu einer Deeskalation von Kriegssituation führen kann.

Auch untersuchte er, ob und unter welchen Bedingungen Fernsehserien Bildung, Information und ethische Verhaltensweisen vermitteln können: Entertainment Education war sein Thema, und er stellte fest, dass zum Beispiel in Serien wie „Emergency Room“ vor allem dann medizinisches Wissen vermittelt wurde, wenn das Szenario des Geschehens gerade ausgesprochen spannend war. Informationen scheinen, so das Ergebnis, bei emotionalen Stress besonders gut behalten zu werden.

Jürgen untersuchte das im Rahmen des IS relevante Thema „Radikalisierung im Netz“, er untersuchte aber auch die Gründe, warum es während der Coronakrise so viele Verschwörungstheorien gab. Die Zusammenarbeit mit Jürgen war insofern sehr effektiv, als dass wir immer in einem persönlichen Gespräch über seine Aktivitäten waren und ich die Möglichkeit hatte, all dies in unserer Zeitschrift „tv diskurs“ (tvdiskurs.de) über Interviews oder von ihm verfasste Artikel zu veröffentlichen. So konnten wir theoretische Ergebnisse immer für die Praxis vermitteln und zugänglich machen.

FSK und FSF sind Institutionen, die sehr praktisch und konkret auf die Medienrezeption der Gesellschaft Auswirkungen entfalten. Insofern hat es Jürgen immer geschafft, theoretische Erkenntnisse für die Praxis verfügbar zu machen, in dem er immer Fragen behandelte, die von hoher gesellschaftlicher Relevanz waren. Ich halte das für sehr wichtig. Von meiner Tätigkeit als Vertretungsprofessor für Medien- und Kommunikationswissenschaft an der Universität Halle habe ich häufig den Grundsatzstreit zwischen denjenigen mitbekommen, die ausschließlich an der Theorie orientiert waren, ohne das die praktische Relevanz ein Anliegen war, und denjenigen, die die Theorie immer als eine Voraussetzung sahen, praktische Entwicklungen gut zu verstehen und zu optimieren. Ich denke, die Theorie in der Sozialforschung sollte jedenfalls grundsätzlich daran interessiert sein, die Praxis zumindest im Auge zu behalten. Das heißt natürlich nicht, dass Grundlagenforschung und das allgemeine Verständnis von Kommunikation aus den Augen verloren werden sollte. Aber Forschung und Theorienbildung ist kein Selbstzweck. Man muss außerdem sehen, dass der größte Teil der Studenten irgendwo in der Medienpraxis landet und nur ein geringer Teil tatsächlich an der Wissenschaft bleibt.